

Die vorliegende pdf beinhaltet einen Scan der Original-Druckversion des folgenden Beitrags:

Thorsten Unger:

Arbeit, Arbeitslosigkeit und Arbeitsverweigerung in der proletarischen Literatur der Weimarer Republik am Beispiel von Rudolf Braunes *Der Kampf auf der Kille* und ausgewählter Arbeiterlyrik. In: Arbeit – Kultur – Identität. Zur Transformation von Arbeitslandschaften in der Literatur. Hrsg. v. Dagmar Kift und Hanneliese Palm. Essen: Klartext, 2007 (Schriften des Fritz-Hüser-Instituts 15), S. 37-54.

Bitte zitieren Sie den Beitrag in dieser Form mit dem Publikationsort des Erstdrucks.

Die Internet-Seite (URL), auf der Sie die pdf gefunden haben, unterliegt nicht der Langzeitarchivierung; ihre dauerhafte Erreichbarkeit ist nicht gewährleistet.

Aus: Arbeit – Kultur – Identität.
Zur Transformation von Arbeitslandschaften in der Literatur.
Hrsg. v. Dagmar Kift und Hanneliese Palm.
Essen: Klartext, 2007 (Schriften des Fritz-Hüser-Instituts 15).

Arbeit, Arbeitslosigkeit und Arbeitsverweigerung in der proletarischen Literatur der Weimarer Republik am Beispiel von Rudolf Braunes *Der Kampf auf der Kille* und ausgewählter Arbeiterlyrik

Thorsten Unger

Der Begriff »Proletarische Literatur« ist eine gesinnungsästhetische Kategorie. Seit der Übernahme des lateinischen »proletarius« in die europäischen Nationalsprachen Ende des 18. Jahrhunderts gab es nur sehr vereinzelt Ansätze, den Begriff sozial deskriptiv zu verwenden. In solchen beschreibend-klassifizierenden Verwendungsweisen galten als Proletarier in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dann Menschen ohne nennenswerten Besitz und mit eingeschränkten Bürgerrechten, deren unsicheres Erwerbsmittel einzig ihre vielfacher Konkurrenz ausgesetzte Arbeitskraft war. Benachbarte Begriffe zu Proletariat waren Pauperismus, Pöbel und »vierter Stand«, dessen beträchtliches Anwachsen man beobachtete.¹ Für unseren Sprachgebrauch begriffsprägend wurde aber die Marx'sche Verwendung des Wortes »Proletariat« als eines praktischen Revolutionsbegriffs.² In Marx' teleologischem Geschichtsmodell wurde das Proletariat wie auch die Bourgeoisie konstitutiv als international aufgefasst. Sozial nach oben ausgeweitet und nach unten vom »Lumpenproletariat« abgegrenzt³, umfasste es im Modell der Zweiklassengesellschaft alle Menschen, die nicht von ihrem Besitz leben konnten und deren Arbeit auf der einen Seite der bloßen Subsistenz und auf der anderen Seite der Vermehrung fremden Kapitals diente. Bei Marx und Engels avancierte das Proletariat zum Träger der Weltrevolution. Und Anfang des 20. Jahrhunderts konnte man die Begriffe Proletarier und Proletariat nicht

1 Vgl. differenzierend mit entsprechenden Textbelegen: Conze, Werner: Proletariat, Pöbel, Pauperismus, in: O. Brunner/W. Conze/R. Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 27–68; 37–40, sowie etwas kompakter: Conze, Werner: Proletariat, Proletarier, in: J. Ritter/K. Gründer (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 7, Darmstadt 1989, Sp. 1462–1465.

2 Vgl. Conze, Proletariat, 54 f.

3 Die Abgrenzung zum Lumpenproletariat und zu den Vagabunden sollte sich Anfang des 20. Jahrhunderts differenzieren, wie am Schluss dieses Beitrags zu erläutern sein wird. Vgl. dazu orientierend Fähnders, Walter/Rector, Martin: *Linksradikalismus und Literatur. Untersuchungen zur Geschichte der sozialistischen Literatur in der Weimarer Republik*, Bd. 2, Reinbek 1974, S. 150–153.

verwenden, ohne das »Proletarier aller Länder vereinigt Euch!« aus dem *Kommunistischen Manifest* gleichsam mitzuhören.⁴ Darin liegt die Provokation, wenn zum Beispiel Kracauer 1930 – eigentlich deskriptiv – von einer »Proletarisierung der Angestellten« spricht.⁵

Auch »proletarische Literatur« ist ohne die revolutionäre Komponente des Klassenkampfes nicht zu haben. Funktionalität für den Klassenkampf ist geradezu das Zugehörigkeitsmerkmal zur proletarisch-revolutionären Literaturbewegung, wie sie sich mit den Anfängen der Weimarer Republik entwickelte. Ihre vielfältigen Erscheinungsformen in allen Einzelheiten zu referieren, ist hier nicht der Ort. Sie reichen von den Revolutionsaufrufen der frühen Nachkriegsphase über so kurzlebige Projekte wie Arthur Holitschers *Bund für proletarische Kultur* (1919/20), Erwin Piscators *Bühne der revolutionären Arbeiter Groß-Berlins* (1920/21) und die an Entwicklungen in der Sowjetunion (Bogdanov) anknüpfende Proletkult-Bewegung, bis hin zur Arbeiterkorrespondentenbewegung und schließlich 1928 zur Gründung des *Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller*.⁶ In allen Phasen wurde trefflich darüber gestritten, auf welche Weise Kunst und Literatur die Weltrevolution am besten befördern könnten.

Für den vorliegenden Beitrag seien zwei Punkte festgehalten:

1. Angesichts der Vielfalt der proletarischen Literatur der Weimarer Republik kann nicht der Anspruch erhoben werden, das Verständnis von Arbeit, Arbeitslosigkeit und Arbeitsverweigerung flächendeckend vorzuführen; auch dass die Begriffe in der proletarischen Literatur einheitlich verwendet würden, wäre zunächst auf einer hinreichend breiten Textbasis zu überprüfen. Es kann im Horizont dieses Beitrags nur darum gehen, geeignete Beispiele herauszugreifen und die Verwendungsweise der genannten Begriffe plausibel zu rekonstruieren.
2. Bei der Auswahl der Beispieltexte gilt es, die Abgrenzung der proletarischen Literatur von der Arbeiterliteratur sozialreformerischer Provenienz zu beachten. Denn etwa ab Mitte der zwanziger Jahre stehen sich gegenüber Literaten, die im Umfeld der KPD Literatur für den revolutionären Klassenkampf einsetzen, und Literaten, die in der Tradition der Arbeiterliteratur soziale Fragen aufgreifen, politisch aber eher auf einen Ausgleich der sozialen Gegensätze setzen. Diese im Parteienspektrum der Weimarer Republik in der Nähe der Sozialdemokratie angesiedelte Literatur wurde von den proletarisch-revolutionären Schriftstellern als »sozialfaschistisch« angeprangert.

4 Vgl. Marx, Karl: Manifest der Kommunistischen Partei (1847/48), in: Marx, Karl: Die Frühschriften, S. Landshut (Hg.), Stuttgart 1971, S. 525–560; 560.

5 Vgl. Kracauer, Siegfried: Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland [1930], Frankfurt/M. 1971, S. 13.

6 Vgl. für einen Überblick Safranski, Rüdiger/Fähnders, Walter: Proletarisch-revolutionäre Literatur, in: B. Weyergraf (Hg.): Literatur der Weimarer Republik 1918–1933, Bd. 8, München 1995, S. 174–231.

Im Folgenden werden Thesen zu Arbeit, Arbeitslosigkeit und Arbeitsverweigerung hauptsächlich auf der Grundlage von Rudolf Braunes Roman *Der Kampf auf der Kille* entfaltet.⁷ Zu einigen Aspekten werden zusätzlich lyrische Texte herangezogen und zwar von Gerhard Rieger, Erich Grisar und Max Zimmerling.⁸

Die genannten Autoren waren alle fest in der sozialistischen Bewegung verwurzelt. Bei genauerem Hinsehen muss aber auch hier differenziert werden. Rudolf Braune ließ seinen Erstlingsroman *Der Kampf auf der Kille* vom 16. Juni bis 20. Juli 1928 in 19 Fortsetzungen in der *Freiheit* erscheinen, der in Düsseldorf veröffentlichten kommunistischen Zeitung für den Niederrhein, das Bergische Land und Südwestfalen. In ihrer Redaktion war Braune seit Anfang 1927 angestellt, man vermutet: als Volontär.⁹ Dem Roman, in dem es um die Vorbereitung und Durchführung eines Streiks geht, kann man ebensowenig wie seinen übrigen Beiträgen in dieser Zeitung vorwerfen, er würde die Position der Kommunistischen Partei verfehlen. Gleichwohl scheint Braune etwa ab Frühjahr 1930 in der Redaktion in Ungnade gefallen zu sein. Martin Hollender vermutet den Grund dafür in »bürgerlichen Abwechslertendenzen«, die er darin sieht, dass Braune auch in den Blättern des »Klassenfeindes«, besonders in der liberal-großbürgerlichen *Frankfurter Zeitung* Beiträge unterbrachte, und zwar durchaus in einem dem jeweiligen Blatt angepassten Duktus.¹⁰ Seinen Namen erwähnt die *Freiheit* fortan nicht mehr und bringt im Herbst 1930 nicht einmal eine Besprechung des neu erschienenen Romans *Das Mädchen an der Orga Privat* ihres ehemaligen Feuilletonmitarbeiters¹¹, der sonst ein erhebliches Medienecho auslöste. Erst als die *Arbeiter-Illustrierte-Zeitung* Braunes neuen Roman im Frühjahr 1931 in Fortsetzungen nachdruckt, bringt auch die *Freiheit* eine winzige Notiz, vermeidet aber die Nennung des Autorennamens. Und erst nach seinem frühen

7 Braune, Rudolf: Der Kampf auf der Kille, in: ders.: Der Kampf auf der Kille/Die Geschichte einer Woche, München 1978, S. 5–141. Ich zitiere den Roman nach dieser Ausgabe mit dem Kürzel »Kille« und Seitenangabe direkt im Text.

8 Die Gedichte entnehme ich der Zeitschrift *Die Linkskurve* sowie den beiden Anthologien *Unter Tag. Bergbau- und Bergarbeiterdichtung unsrer Zeit* (zusammengestellt von Franz Osterroth, Berlin 1927) und *Das proletarische Schicksal. Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart* (Hg. Hans Mühle, Gotha 1929), einer trotz des einschlägigen Titels politisch breiter gestreuten Zusammenstellung.

9 Vgl. Hollender, Martin: »eine gefährliche Unruhe im Blut ...«. Rudolf Braune. Schriftsteller und Journalist (1907–1932). Biographie und Bibliographie. Mit Feuilletons und Erzählungen von Rudolf Braune im Anhang, Düsseldorf 2004, S. 40. Zur Rekonstruktion von Braunes Biografie steht nur sehr begrenztes Quellenmaterial zur Verfügung. Hollender hat für sein dienstvolles Buch sehr gründlich recherchiert, ist aber immer wieder auf mehr oder weniger plausible Vermutungen angewiesen.

10 »Chamäleongleich wechselt Braune die weltanschauliche Farbe und präsentiert der moderat progressiven *Tat* eine versöhnliche Variante seiner klassenkämpferischen Parolen, eine freundliche Entpolitisierung seiner Thesen [...]« (Hollender, 63).

11 Braune, Rudolf: Das Mädchen an der Orga Privat. Ein kleiner Roman aus Berlin, Frankfurt/M. 1930.

Tod beim Schwimmen im Rhein im Juni 1932 nennt die *Freiheit* Rudolf Braune in einem Nachruf wieder ihren Genossen und publiziert sogar Wolfgang Langhoffs Grabrede.¹²

Ich nenne vorab die wichtigsten Stichworte zum Inhalt des Romans *Der Kampf auf der Kille* und charakterisiere kurz sein erzählerisches Verfahren. »Kille« heißt in der Romanwelt ein kleiner mit Tannen und Wiesen bewachsener Hügel in einem Knick der Ruhr zwischen Essen und Hagen, den die Bewohner einer Bergarbeiterkolonie überqueren müssen, wenn sie zur Arbeit in der Zeche Prinz Heinrich gehen. Es ist ein angenehmer Weg durch ein Stück Natur. Zugleich ist die Kille aber ein Erinnerungsmoment im kollektiven Gedächtnis der Arbeiter¹³, denn seinen Namen erhielt der Berg im Jahre 1920, »als der große Aufstand des Ruhrproletariats zusammengeschossen und verraten wurde« (Kille, 7). In der Gegenwart der Romanhandlung wird die Kille Schauplatz von Auseinandersetzungen zwischen den streikenden und ausgesperrten, kommunistisch organisierten Grubenarbeitern und der Polizei, die dafür sorgen will, dass einige Lastwagen mit Streikbrechern ungehindert in die Zeche gebracht werden können. Der Roman schildert die Vorbereitung und Durchführung des Streiks bis zu den erfolgreichen Verhandlungen über die Wiederanstellung der Bergarbeiter. Er spielt in der Gegenwart seiner Veröffentlichung, im Spätsommer und Herbst; die Ereignisse werden in der Regel chronologisch präsentiert. In einigen Fällen wird durch Wechsel des Schauplatzes und der berücksichtigten Figuren ermöglicht, in zwei aufeinander folgenden Kapiteln gleichzeitig ablaufende Ereignisse zu präsentieren. Dies ist ein Verfahren, das Braune in seinem späteren Roman *Das Mädchen an der Orga Privat* weiterentwickelt und in *Junge Leute in der Stadt* zu geradezu dramatischer Dichte ausgestaltet. Die Dauer der erzählten Zeit lässt sich nicht exakt angeben. Sie umfasst etwa ein halbes Jahr; einige für die Gegenwartshandlung wichtige in der Vergangenheit liegende Ereignisse werden teils vom Erzähler, teils durch Figurenerinnerung geschildert.

Die Präsentation der Ereignisse erfolgt mit Fokus auf den jungen Arbeiter Paul Moll, 25 Jahre alt, der in der Zeche eine kommunistische Zelle organisiert. Rund um diese Hauptfigur sind einige private Handlungsstränge angeordnet, in die Paul involviert ist und die sich in den Episoden entfalten. So entwickelt sich Pauls Liebesbeziehung zu der Fabrikantentochter Beate Angermund, die ihm nach einer handgreiflichen politischen Auseinandersetzung beigestanden war und im Laufe des Romans Kommunistin wird. Außerdem ist ein Verrat aufzudecken: In den revolutionären Auseinandersetzungen von 1920 hatte Paul im Beisein von wenigen anderen Kommunisten zwei Konterrevolutionäre hingerrichtet. Diese Tat ist jetzt angezeigt worden und Paul muss sich zeitweise vor

12 Vgl. Hollender, 59–73.

13 Zum Begriff des kollektiven Gedächtnisses vgl. Assmann, Jan: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: J. Assmann/T. Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis, Frankfurt/M. 1988, S. 9–19.

der Polizei verbergen. Verraten aber haben ihn sein eigener Bruder Peter sowie Salzmann, ein ehemaliger Werkstudent und Spitzel. Eine weitere Nebenhandlung bietet die Geschichte um Pauls Nichte Miene, Tochter seiner Schwester Helene, die jetzt in Berlin von eben jenem Salzmann als Prostituierte ausgehalten wird. Diese privaten Handlungsstränge dominieren wesentliche Erzählanteile und liefern wichtige Momente für den Spannungsbogen des Romans. Mit dem revolutionären Anliegen sind die privaten Aspekte aber nicht nur lose über die Hauptfigur verbunden. Vielmehr bilden die politisch-ökonomischen Verhältnisse in dem beleuchteten Gesellschaftsausschnitt die Rahmenbedingungen auch für die privaten Geschichten. Bei alledem behält eine personell nicht greifbare Erzählerfigur über alle Handlungszusammenhänge den Überblick und präsentiert in interner Fokalisierung nicht nur Gedanken seiner Hauptfiguren, sondern vielfach auch anderer beteiligter Personen.

Arbeit

Im vorliegenden Zusammenhang interessiert die Gestaltung des Wertkomplexes von Arbeit, die Frage, welcher Habitus der Arbeit in der Literatur vorgeführt wird, welche Funktion Arbeit für die Konstitution der Identität der Arbeitenden zugeschrieben wird.¹⁴ Meine These hierzu ist, dass der Wertkomplex der Arbeit in der proletarischen Literatur sich in wichtigen Punkten durchaus mit seiner Gestaltung in bürgerlichen Texten der Zeit berührt. Hier wie dort ist Erwerbstätigkeit an sich zunächst einmal positiv bewertet. Als Habitus im Feld der Berufsarbeit werden Willenstugenden wie Professionalität, Sorgfalt, Vollendungswille, Stolz auf das Werk akzentuiert. Sich selbst und seine Familie durch Arbeit ernähren zu können, gibt das Gefühl von Selbstständigkeit und begünstigt eine selbstbewusste Position in der Gesellschaft. Über Arbeit sind Menschen sozial integriert, tragen dazu bei, dass Gesellschaft funktioniert. Erwerbsarbeit sorgt für einen sozial anerkannten Status. So werden Arbeit und Beruf auch identitätsrelevant. Allerdings ist für die proletarische Literatur zu ergänzen, dass die gezeigten Arbeiteridentitäten sich nicht im Beruf erschöpfen. Über der Berufsidentität steht die Klassenidentität, und im Horizont entsprechender Texte kommt es entschieden darauf an, das richtige Klassenbewusstsein zu entwickeln.

Ich illustriere und vertiefe das Gesagte mit einer Reihe von Textbeispielen: Arbeit gibt zunächst ein positives und gesundes Lebensgefühl. Das wird an Beate Angermund, der Fabrikantentochter, ausgebracht, die an ihrem Müßiggang leidet:

14 Vgl. ausführlicher Unger, Thorsten: Diskontinuitäten im Erwerbsleben. Vergleichende Untersuchungen zu Arbeit und Arbeitslosigkeit in der Literatur der Weimarer Republik, Tübingen 2004, zum Begriff des Habitus S. 17–25.

Sie fühlt sich, untätig und die Hände im Schoß, auf diesem Sofa nicht mehr wohl. Ihr kommt der verrückte Einfall, sich in die Stube zu knien und aufzuwischen. Arbeiten, eine Aufgabe, ein Ziel haben, ja, damit überwindet man die Lethargie, die Schwermut, das Grübeln. (Kille, 58).

In Formulierungen wie dieser geht es nicht um ein idealistisches Berufsverständnis, sondern zunächst überhaupt um eine sinnvolle Zeitgestaltung. Das sind alte Muster einer positiven Arbeitshaltung, die sich schon bei den Philanthropen des 18. Jahrhunderts finden. So ermahnt der Erzähler in *Campes Robinson der Jüngere* seine Zuhörer: »Nichts zu thun zu haben, und ganz allein zu sein – Kinder, was das für ein Leiden sei, davon habt ihr noch gar keine Vorstellung!«¹⁵ Dieses Problem hat phasenweise auch die Hauptfigur Paul Moll, nämlich als er sich auf der Flucht vor der Polizei in einer alten Bahnstation verbirgt, während seine Kollegen den Streik vorbereiten: »Er muß etwas in die Hände bekommen, wieder arbeiten können, rauskommen aus dieser verdammten Lethargie.« (Kille, 71). Auch als Paul nach Berlin gefahren ist, erkennt er aus der Distanz der Metropole, wo er hingehört, und artikuliert das unter Beiziehung von Arbeitssemantik:

Wo mag Beate jetzt sein? Wie steht der Streik? Wie wird die Zelle arbeiten? Er muß zurück, da unten ist sein Platz, da unten wartet die Arbeit. Und Beate? Er trommelt mit den Fäusten gegen die Bretter. Arbeiten, arbeiten, den Kopf gerade halten, die Zähne zusammenbeißen, fest bleiben, fest und hart, dann wird alles richtig gehen. (Kille, 100).

Bemerkenswerterweise sind in diesem autosuggestiven Passus der Aspekt der Arbeit der Betriebszelle, also kommunistisches Engagement, und Arbeit in der Zelle miteinander kombiniert. Dies zeigt, wie eng in der proletarischen Literatur positive Arbeitshaltung und die Arbeit an der Revolution zusammenhängen.

Ein weiterer Aspekt ist die Qualität und Professionalität von Arbeit. Als Paul selbst in der Grube vor sich hin schuftet, lässt der Erzähler ihn reflektieren:

Vor zwei Tagen brachen in einem Stollen, der augenblicklich nicht benutzt wird, die Stempel weg. Schlechte, schludrige Arbeit, aber in allen anderen Stollen sind die Verschalungen und Stützen auf die gleiche Art angelegt, heute schon kann das Gestein an einer Stelle hereinbrechen, wo Leute arbeiten, und sie begraben. (Kille, 32 und 35).

15 Campe, Joachim Heinrich: *Robinson der Jüngere*. [1779/80] Zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für Kinder, A. Binder/H. Richartz (Hg.), Stuttgart 1981, S. 142. Vgl. zur Funktion von Arbeit in *Campes Erziehungskonzept*: Koller, Hans-Christoph: *Erziehung zur Arbeit als Disziplinierung der Phantasie*, in: H. Segeberg (Hg.): *Vom Wert der Arbeit. Zur literarischen Konstitution des Wertkomplexes »Arbeit« in der deutschen Literatur (1770–1930)*. Dokumentation einer interdisziplinären Tagung in Hamburg vom 16. bis 18. März 1988, Tübingen 1991, S. 40–67.

Schludriges Arbeiten« wird aus der Perspektive des Romans sehr deutlich verurteilt. Die Gefahren, die davon für die Bergarbeiter ausgehen, werden später Anlass zum Streik werden.

Arbeit als menschliche Konstante wird im Roman auch von Beate Angermund reflektiert, und zwar auf einem nächtlichen Weg durch die Stadt:

Da unten schweiß einer Metallröhren, damit wir ruhig schlafen können. Andere kontrollieren die Stadt, heizen Kessel, bedienen die Schalter in den Elektrizitätswerken, andere arbeiten, schalten, ohne Traum, ohne Schlaf. (Kille, 77).

Der Akzent liegt hier auf dem funktionalen Aspekt, dass Arbeit die Welt in Gang hält. Mit Metallröhren, Kesseln und Elektrizitätswerken sind dabei Versatzstücke einer modernen, industrialisierten Gesellschaft aufgerufen, in der Spezialisten für die jeweiligen Verrichtungen benötigt werden. »Geschuftet wird überall, da ist kein Unterschied zwischen Essen und Berlin.« (Kille, 98). Mit dieser Beobachtung stellt auch Paul die Universalität von Arbeit fest.

An anderer Stelle der proletarischen Literatur wird Arbeit als Herstellung von Gütern und Arbeit als Instandhalten und Aufrechterhalten von technischen und sozialen Strukturen zu einem Argument nicht nur für die *Beteiligung* der Arbeitenden, sondern für den Anspruch auf ein Verfügungsrecht. In Gerhard Riegers Kampflied *Das Recht auf die Straße*, veröffentlicht im März 1930 in der *Linkskurve*, begründet die in den Bau der Straße investierte Arbeit das Recht des Proletariats auf die Straße als einen Ort der Versammlung und des Kampfes:

Wir haben sie selbst erbaut, Genossen,
Unter Flüchen, Hunger und Hast,
Die endlosen steinernen Straßen.
Mit Schweiß, mit Erde, mit Quadern Gesteins,
Mit unserer billigen Arbeitskraft
Haben das Werk, das wuchtige Werk
Der steinernen Stadt wir geschafft.
[...]
Wir sind nicht zu verbieten, Genossen!
Wir haben das Recht auf die Straße.
Wir halten die stählerne Front
Der roten Heere geschlossen,
Und werden uns die Straße erzwingen,
Erzwingen! – – –
Genossen!¹⁶

16 Rieger, Gerhard: *Das Recht auf die Straße*, in: *Die Linkskurve*, 2.3 (1930), S. 10.

Zu den gängigen Schemata der proletarischen Literatur gehört es auch, dass die körperlichen Erscheinungsbilder der von ihrer Arbeit gezeichneten Proletarier mit den Bildern der eher behüteten Erscheinungen der Angehörigen der Bourgeoisie kontrastiert werden. In *Der Kampf auf der Kille* werden solche Merkmale des äußeren Habitus nicht sehr detailliert vorgeführt, sondern eher deklariert. Über Paul Moll heißt es gleich zu Beginn des Romans: »fünfundzwanzig Jahre, mit dem Gesicht eines Mannes, der schon zehn Jahre in der Grube gearbeitet hat« (Kille, 9). Dem gegenüber werden beispielsweise die Teilnehmer an einer Stahlhelmversammlung folgendermaßen beschrieben: »Neue kommen herein, junge Kerls, keine Front- und keine Grubengesichter: weiß, gepflegt, höhere Schüler, Studenten, Söhne des besseren Mittelstandes.« (Kille, 19). Und Beates Bruder, der Fabrikantensohn Hans Angermund, der sich ebenfalls in der Runde befindet, wird als »der Stahlhelmlieutenant mit dem Milchgesicht« (Kille, 20) eingeführt. Unverwechselbar zeichnen lassen sich die Herren nach diesen Beschreibungen nicht. Aber sie werden dadurch sozial und politisch zugeordnet. Bemerkenswert an dem ersten Zitat ist auch, wie hier habituelle Prägung durch harte Arbeit in der Grube und durch Fronterlebnisse im Weltkrieg nebeneinander stehen.

Auch bei den Frauenfiguren wird eine entsprechende Differenzierung vorgenommen. Als Beate Angermund bei den Auseinandersetzungen zwischen Stahlhelm-Aktivisten und Bergarbeitern Paul beistehen will, ermuntert die Arbeiterin Martha Winter sie: »Versuchen Sie durchzulaufen«, [...] »Sie sehen nicht wie eine Arbeiterfrau aus.« (Kille, 27). Und als Beate Martha besuchen geht, erregt sie die Aufmerksamkeit der Arbeiter in der Kolonie:

Da drüben geht, sicher und unberührt, eine elegante Frau. Eine junge, elegante Frau. Ihr federnder, energischer Schritt hat keine Ähnlichkeit mit dem schleppend-müden Gang der Arbeiterfrauen. Es ist schon ziemlich dunkel, aber sie sehen noch das knappe blaue Kleid, die hellen Strümpfe, sie spüren den Duft, der diese fremde Frau umschwebt. (Kille, 55).

Über die nur wenig ältere Martha Winter hieß es dagegen an früherer Stelle schon:

Die Frau muß einmal hübsch gewesen sein, um Mund und Nase läuft jene schöne derbe Linie, die bei den Mädchen der proletarischen Klasse oft zu finden ist. (Kille, 22).

Ein wenig vorteilhaftes Bild der müßiggängerischen reichen Frau zeichnet Max Zimmering (1909–1973) in der fünften Strophe seines Gedichts *Wenn die Fäden ...*, veröffentlicht 1932 in der *Linkskurve*:

Wenn die Fäden durch den Webstuhl gleiten,
Pflücken Baumwollsklaven weißes Gold.
Reiche Damen, die die Arbeit meiden,
In den Luxuscafés ihren Duft verbreiten – –
Bis sie eines Tags der Teufel holt.¹⁷

Hier wird die Wendung gegen Müßiggang der Reichen klar erkennbar. Arbeitsscheu ist nicht die Haltung, die das Proletariat braucht. Die Kontrastierung von Arbeitenden, die durch ihre Arbeit gezeichnet sind, mit den Reichen findet sich bei Zimmering auch in seinem Gedicht *Das Fließband*. Es kontrastiert die zermürbende Arbeit in der Fließfertigung mit dem Profit des Kapitalisten:

Das Fließband frißt uns Mark und Bein
und nimmt uns Kraft und Willen.
Der Herr steckt Dividenden ein
und denkt: so wird es immer sein –
da wir den Schrank ihm füllen ...¹⁸

In der abschließenden Doppelstrophe des Gedichts, für das übrigens Zimmering 1930 einen Lyrikpreis der *Linkskurve* erhielt¹⁹, aber wird aus dem Fließband der Fabrik ein rotes Band von Arbeitern, die bedrohlich durch die Straßen fließen:

Ein Fließband rollt die Straßen lang
mit blutigroten Zeichen.
Und statt der Stoppuhr schallt der Schritt –
vieltausend Kämpfer gehen mit,
die keinem Ansturm weichen!
Das rote Fließband rollt entlang
beim Rhythmus blauer Bohnen ...
Dem Reichen wird es Angst und bang –
er zittert vor dem Waffenklang – – –
Wir werden ihn nicht schonen!²⁰

In dieser Lyrik ist die Darstellung der Klassensituation unmittelbar verbunden mit einer revolutionären Drohung. Sie ist nicht als Aufruf gefasst, sondern indikativisch als Gewissheit für die Zukunft formuliert. Bemerkenswert ist – und das führt zum zweiten Thesenkomplex –, dass in die Reihen derjenigen, die sich

17 Zimmering, Max: Wenn die Fäden ..., in: Die Linkskurve, 4. Jg., 11/12 (1932), S. 26f.

18 Ders.: Das Fließband, in: Die Linkskurve, 2. Jg., 6 (1930), S. 16.

19 Vgl. Pergande, Ingrid: Zimmering, Max (Ps. Mix), in: S. Barck (Hg.): Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre Geschichte in Deutschland bis 1945. Stuttgart 1994, S. 548f.

20 Zimmering, Fließband, 16.

der Straßen bemächtigen wollen, die Arbeitslosen ganz fraglos eingereicht werden. So heißt es in der vierten Strophe von Riegers *Das Recht auf die Straße*:

Die Reichen hatte der Schrecken gepackt,
Denn unser Sang war Stein,
Der sich knallend gegen die Herren warf.
Die Erwerbslosen, die Hungernden schwenkten ein,
Wir fluteten in straßenbreiten Reihen, – [...] ²¹

Arbeitslosigkeit

Die Beteiligung der Erwerbslosen am Klassenkampf ist bereits ein besonderes Moment der proletarischen Literatur. Grundsätzlich aber hat die Thematisierung von Erwerbslosigkeit in der Literatur vor allem der späten Weimarer Republik die Tendenz, einer idealistischen Überhöhung von Arbeit entgegenzuwirken. Arbeitslose Protagonisten hegen keine exklusiven Erwartungen an spezielle Inhalte der Berufsarbeit. Für Ansprüche an eine Selbstverwirklichung in der Arbeit gibt es kaum Anhaltspunkte. Von »Liebe zur Arbeit« als »höchstem Lebensglück« ist nicht die Rede.²² Die arbeitslosen Protagonisten wollen nicht für die Arbeit leben. Vielmehr rücken elementare Funktionen der Arbeit in den Vordergrund, die in der Situation der Erwerbslosigkeit nicht oder nicht hinreichend kompensiert werden können: Arbeit sichert zu allererst den Lebensunterhalt und vermittelt dadurch ein Gefühl von Selbstständigkeit; Arbeit kann weiterhin dazu verhelfen, den Alltag, die Woche und das Leben insgesamt zu strukturieren; als erwartete Form der Teilhabe an gesamtgesellschaftlicher Aktivität sorgt Arbeit schließlich für einen sozial anerkannten Status und vermittelt Sozialkontakte, die zunächst weniger emotional besetzt sind.²³ Dazu ist die Art der Arbeit, die gesucht wird, zweitrangig. Es kommt nur darauf an, überhaupt wieder einer eigenen Erwerbsarbeit nachgehen zu können.²⁴

21 Rieger, *Recht auf die Straße*, 10.

22 Dies gegen Petsch, Philip Robert: *German Unemployment and its Presentation in Post-War Fiction*, in: *Monatshefte für Deutschen Unterricht*, XXVIII (1936), S. 60–67; 60.

23 Vgl. genauer Unger, *Diskontinuitäten*, 525–534. Vgl. auch Schlothfeldt, Stephan: *Erwerbsarbeitslosigkeit als sozialetisches Problem*, Freiburg 1999, S. 35.

24 Von den neueren empirischen Untersuchungen zu den Auswirkungen von Erwerbslosigkeit vgl. zum Beispiel M. Kronauer/B. Vogel/F. Gerlach (Hg.): *Im Schatten der Arbeitsgesellschaft. Arbeitslose und die Dynamik sozialer Ausgrenzung*, Frankfurt/M. 1993, S. 77–217.

Als erstes Textbeispiel greife ich ein Gedicht des Dortmunder Arbeiterdichters Erich Grisar (1898–1955)²⁵ mit dem Titel *Arbeitslose* auf:

Arbeitslose

Vor dem sie oft die Fäuste ballten,
das sie an manchem Tag verschluckt
und dann erst wieder ausgespuckt,
wenn müde sich die Hände krallten

ins Fleisch, das auf den mürben Knochen
wie eine welke Schale saß,
dies Tor, das ihre Kinder fraß,
die gleichem Leben sich versprochen,

das sie nur in der Hoffnung trugen
daß einmal dieses Werk sich beugt
dem Willen, den der Arm gezeugt,
den selber sie zum Herren schlugen.

Dies Tor ist nun für sie geschlossen;
die Öfen glühen nicht mehr rot,
die Qual von gestern wurde Tod
und hungernd stehn die Kampfgenossen

davor und müde ist ihr Fluchen
und Hoffnung lebt in ihnen kaum,
sie sind erfüllt von einem Traum,
in dem sie nur ihr Gestern suchen,

das Arbeit hieß und dumpfes Fronen
und doch ein beßres Heute war,
weil sich der Tag vor ihnen klar
erhob, der ihre Qual sollt lohnen.²⁶

25 Ein Teilnachlass Erich Grisars findet sich im Fritz-Hüser-Institut; vgl. R. Noltenius (Hg.): *Literatur und Kultur der Arbeitswelt: Inventar zu Archiv und Bibliothek des Fritz-Hüser-Instituts*, München 2005, S. 58–61. Vgl. auch Nössig, Manfred: *Grisar, Erich*, in: *Lexikon sozialistischer Literatur*, 179 f.; Sudhoff, Dieter: *Die literarische Moderne und Westfalen. Besichtigung einer vernachlässigten Kulturlandschaft*, Bielefeld 2002, S. 286–332.

26 Grisar, Erich: *Arbeitslose*, in: H. Mühle (Hg.): *Das proletarische Schicksal. Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart*. Gotha 1929, S. 69.

Dieses 1929 in Hans Mühles Anthologie *Das proletarische Schicksal* gedruckte Gedicht stellt die gegenwärtige Situation Arbeitsloser ihrer früheren Situation gegenüber, in der sie noch Arbeit hatten, und fängt ihr Bild vor einem verschlossenen Werkstor ein, offenbar eines derzeit stillgelegten Betriebes der Montanindustrie, in dem jetzt eben keine Öfen mehr rot glühen (v. 14). Das verschlossene Tor steht als Symbol für soziale Ausgrenzung; sie geht einher mit Hunger (v. 16) und Hoffnungslosigkeit (v. 18). Die Arbeit, die ehemals hinter dem Tor auf die Arbeiter wartete, wird nun in keiner Weise idealisiert, sondern als »dumpfes Fronen« (v. 21) bezeichnet, das die Knochen zermürbt (v. 5) und das Fleisch zu einer nurmehr »welke[n] Schale« macht (v. 6), als »Qual von gestern« (v. 15). Dieses Gestern war aber eben doch relativ besser als das Heute; wenn das Gestern »Qual« genannt wird, so heißt das Heute »Tod« (v. 15). Bei aller Qual war die Arbeitsfront verbunden mit einem strukturierten Alltag (1. Strophe), mit einem Lebensentwurf für sich selbst und die Kinder (v. 7f.). Vor allem aber war mit der Arbeit die Hoffnung auf eine bessere Zukunft verbunden. Davon ist zweimal die Rede, nämlich in der schwierigen dritten Strophe (v. 9–12) und dann wieder in einem klaren Kausalsatz ganz am Schluss des Gedichts, in dem ein Tag in der Zukunft beschworen wird, der die gegenwärtige Arbeitsqual lohnen würde (v. 23f.). In der Vision eines solchen Tages klingt die sozialistische Zukunftstutopie eines Sieges des Proletariats über die kapitalistische Klasse an. Für die Arbeitslosen vor dem verschlossenen Werkstor scheint diese Zukunftshoffnung verschüttet und der Welt von Gestern anzugehören. Aus der Perspektive des Gedichts aber bleiben auch die Arbeitslosen »Kampfgenossen« (v. 16) und damit Teil des Proletariats, das einst den Sieg erringen wird. Das liegt in der Logik der marxistischen Weltansicht. Durch das unternehmerische Ziel der Profitmaximierung produziert das kapitalistische System, und zwar in der Weimarer Republik durch neue Dimensionen der Rationalisierung verschärft, auf Arbeitnehmerseite eine gewisse Anzahl an Arbeitslosen. Es liegt auch in der Logik des Systems, den Sockel der strukturellen Arbeitslosigkeit nicht zu niedrig werden zu lassen, weil so die Kosten der Ware Arbeitskraft auf dem Markt niedrig bleiben. Für die Angehörigen der proletarischen Klasse sind also Arbeit zu haben oder aber arbeitslos zu sein keine prinzipiell unterschiedlichen sozialen Seinsweisen, sondern nur zwei Seiten derselben Medaille. In Grisars Gedicht sehe ich vor diesem Hintergrund eine doppelte Botschaft: An *die* Proletarier gewandt, die noch Arbeit haben, ist es ein impliziter Aufruf zur Solidarität mit den arbeitslosen Kampfgenossen; an *die* Proletarier gewandt, die momentan keine Arbeit haben, ist es ein impliziter Aufruf, ihre Klassenzugehörigkeit nicht zu vergessen und sich als Genossen in den gemeinsamen Kampf einzureihen.

Damit kommen wir zurück zu Braunes Roman. In *Der Kampf auf der Kille* ist Arbeitslosigkeit noch kein beherrschendes Thema. 1932, also vier Jahre später, wird Braune für seinen letzten Roman *Junge Leute in der Stadt* in Emanuel Roßhaupt einen Arbeitslosen als Hauptfigur wählen und das Thema sehr ausführlich gestalten. Aber zwei Aspekte von Arbeitslosigkeit werden auch in *Der Kampf auf*

der Kille schon vorgeführt. Der erste ist eben der, dass Arbeitslose unbestritten als Teil des Proletariats anzusehen sind und im Klassenkampf mitwirken. Im Roman werden sie für besondere Aufgaben zur Vorbereitung des Streiks eingesetzt:

Zwei Mann sind in die Kolonie hinuntergegangen, um einige arbeitslose Genossen zu beauftragen, morgen früh die Betriebszeitungen vor der Grube zu verkaufen, da das natürlich keiner von der Belegschaft machen darf, wenn er nicht durchaus rausfliegen will. (Kille, 61).

Die Mitarbeit der Arbeitslosen am Streik erscheint als eine Selbstverständlichkeit, über die nicht viele Worte gemacht werden müssen. Ganz ähnlich werden Arbeitslose später übrigens auch in Willi Bredels *Maschinenfabrik N. & K.* (1930) eingesetzt, um die Betriebszeitung *Roter Greifer* zu verteilen und während eines Streiks Solidaritätsaktionen durchzuführen: »Die Erwerbslosen gehören mit in die Streikfront!«²⁷ heißt es kategorisch bei Bredel.

Der zweite Aspekt unter dem Arbeitslosigkeit in *Der Kampf auf der Kille* angesprochen wird, ist sozialpsychologischer Art und liegt damit schon auf der Linie, die Braune in *Junge Leute in der Stadt* ausführlicher gestalten wird. In dem späteren Roman wird in der Hauptfigur Emanuel Roßhaupt ein arbeitswilliger junger Mann gezeichnet, der vergeblich nach einer Arbeitsstelle sucht und unter seiner Untätigkeit leidet. Ein »Kribbeln im Kopf« bezeichnet seinen Drang nach Aktivität. Drei mögliche Auswege werden erwogen; wohlgeordnet: bevor Emanuel sich in die Reihen des kämpfenden Proletariats einreicht:

Gegen das Kribbeln im Kopf gibt es dreierlei Mittel: Kartenspielen und Warten, im Flur des Arbeitsamtes, auf Bänken im Park, mit anderen Jungens, Einsatz: Zigarettenkippen. Das ist das erste.

Alles auf eine Karte setzen. Das kalte Ding einstecken. Ne Sache ausknobeln, sauber aber und genau bäugen. Fix und eifrig sein, keine Fehler machen. Lohngelder oder ne kleinere Bank. Einzelgänger, keine Kolonnenarbeit, und dann ... Das ist das zweite.

Die Sachen packen, abmelden, eine Karte nach Hause schreiben. »Lieber Vater, mit der Arbeit ist es hier schlecht. Ich will mal ein paar Monate auf die Walze gehen. Vielleicht finde ich in der Schweiz was. Oder bei den Bauern. Sorge Dich nicht. Dein Emanuel.«

Das wären die drei Mittel.²⁸

27 Bredel, Willi: *Maschinenfabrik N. & K.* [1930], in: ders.: *Maschinenfabrik N. & K./Rosenhofstraße/Der Eigentumsparagraph.* Romane, Berlin, ³1982, S. 107, 135; vgl. dazu Unger, *Diskontinuitäten*, 472–485.

28 Braune, Rudolf: *Junge Leute in der Stadt.* Roman [1932], Berlin 1958, S. 19. Vgl. dazu Unger, Thorsten: *Klassenkampf mit einer Portion Erotik.* Rudolf Braunes *Junge*

Für alle drei Verhaltensmöglichkeiten finden sich auch sonst in der zeitgenössischen Arbeitslosenliteratur Beispiele. Erwerbslose, die abwartend und Zerstreuung suchend die Zeit der Arbeitslosigkeit durch Kartenspiele überbrücken, gehören zum gängigen Bild auf der Stempelstelle für die Findlinger Straße in Anna Seghers Roman *Die Rettung*²⁹, und auch Martin Keller in Kasacks Hörspiel *Der Ruf* lässt sich zum Spiel um Geld bewegen.³⁰ Wagemutig auf Wanderschaft zu gehen, auszuwandern, ist eine gängige Variante für junge, unverheiratete Männer. Am ausführlichsten ist sie in Leonhard Franks Roman *Von drei Millionen Drei* gestaltet.³¹ Das Abrutschen in die Kriminalität ist eine Gefahr, der beispielsweise auch Pinneberg in Falladas *Kleiner Mann, was nun?* standhalten muss.³² Und diese Variante findet sich als ein zweiter Aspekt von Arbeitslosigkeit nun doch auch schon in *Der Kampf auf der Kille*. Hier ist es Paul Molls jüngerer Bruder Peter, der arbeitslos ist und zusammen mit zwielichtigen Gesellen krumme Dinger dreht:

Wäre es nur möglich, Peter aus dieser Sache herauszuziehen. Sicher, er kann es verstehen: Ein junger, gesunder Kerl, aus dem Produktionsprozess geschleudert, ideologisch nicht gefestigt, der im dürtigsten Milieu lebt und Tag für Tag das herrschende Geschmeiß sieht, mußte der nicht mal auf den Gedanken kommen, sich die Sache leichter zu machen? [...] Reden hilft dagegen nicht, vielleicht nur das eine, irgendwo eine gute Arbeit für Peter finden. (Kille, 23).

Auch in Pauls Perspektive erscheint also Arbeit als ein sozialer Halt, der nicht zuletzt vor Kriminalität bewahren kann. Spezifisch für die proletarische Literatur ist hier der Hinweis auf die fehlende ideologische Festigung. Sie könnte Peter ebenfalls vor der Kriminalität bewahren, lässt sich aber durch den Bruder noch weniger leicht herbeiführen als eine befriedigende Arbeitsstelle. Weder das eine noch das andere wird indessen im Roman erreicht. Peter ist maßgeblich an kriminellen Machenschaften beteiligt, widersetzt sich seiner Festnahme und erschießt einen Polizisten, entpuppt sich außerdem noch als derjenige, der seinen

Leute in der Stadt, in: S. Neuhaus/R. Selbmann/T. Unger (Hg.): Engagierte Literatur zwischen den Weltkriegen, Würzburg 2002, S. 104–115.

29 Vgl. Seghers, Anna: *Die Rettung* [1937], Berlin 1995, z. B. S. 102.

30 Vgl. Kasack, Hermann: *Der Ruf*. Funkdichtung. Musik: Karl Knauer. [Fassung Kasacks. Angekündigt unter dem Pseudonym: Hermann Wilhelm], in: Krug, Hans-Jürgen: *Arbeitslosenhörspiele 1930–1933*. Frankfurt/M. 1992, S. 400–417, 409 f. Vgl. dazu Unger, *Diskontinuitäten*, 450–472.

31 Vgl. Frank, Leonhard: *Von drei Millionen Drei* [1932], in: ders.: *Gesammelte Werke in sechs Bänden*, Bd. 2, Berlin 1959, S. 5–158. Vgl. dazu Unger, *Diskontinuitäten*, S. 395–412.

32 Vgl. Fallada, Hans: *Kleiner Mann – was nun?* [1932], Reinbek 1950, 1993, S. 278. Vgl. dazu Unger, *Diskontinuitäten*, 348–369.

eigenen Bruder verraten hat und tötet schließlich im Gefängnis sich selbst. – Und der Roman zeigt: Durch die Arbeitslosigkeit ist Peter deklassiert, abgerutscht aus dem Proletariat mitten ins Lumpenproletariat, eine soziale Kategorie, die auch unter dem Aspekt der Arbeitsverweigerung wichtig wird.

Arbeitsverweigerung

Arbeitsverweigerung erscheint in der proletarischen Literatur vor allem in der Form des klassenkämpferischen Streiks. Die kommunistische Zelle in der Zeche *Prinz Heinrich* wird in einer Art Wartehaltung gezeigt, wartend auf den rechten Augenblick zur Arbeitsniederlegung. Die Proletarier werden gegen die Kapitalisten Arbeitskämpfe führen müssen, auf Anlass und Zeitpunkt gilt es vorbereitet zu sein. Der Sinn dieser Arbeitskämpfe erschöpft sich nicht in der Erfüllung des jeweiligen anlassbezogenen Nahziels, sondern jeder Streik ist letztlich ein Mosaiksteinchen auf dem Weg zur eigentlichen Revolution. Im Roman stehen die Zeichen auf Streik, als die oben schon erwähnte schluderhafte Arbeit dazu führt, dass ein Bergmann, Josef Winter, im Schacht erschlagen wird, und das gerade nachdem die Zechenleitung die Forderung der Belegschaft auf Verbesserung der Sicherheitsvorkehrungen abgelehnt hat:

»Die Decke ist heruntergekommen. Eine schöne Illustration zu dem ablehnenden Bescheid, den wir in Essen bekommen haben!«
Der Sekretär kommt von draußen wieder herein. »Kurbelt jetzt den Streik an. Eine bessere Gelegenheit kommt euch nicht gleich wieder.« Und zu Paul:
»Eure Zelle muß noch heute abend zusammenkommen.« (Kille, 45).

Der Streik wird dann in sieben Zechen gleichzeitig ausgerufen (vgl. Kille, 64), und umgehend erfolgen die Reaktionen der Arbeitgeberseite: Die Belegschaft wird ausgesperrt, der Streikführer Heinrich Hambruch gemäßregelt (vgl. Kille, 70). Schnell entpuppen sich die Reformisten und die SPD als die eigentlichen Gegner der kommunistischen Kumpels.

Die Reformisten versuchen mit schwerstem Geschütz, die Verbreiterung der Streikfront zu verhindern. (Kille, 70).

Aber wir wissen, daß die SPD heute abend ihre Leute auffordern wird: Zurück in die Gruben. Und wenn es einmal heißt »wilder Streik«, dann pfeift die Sache auf dem letzten Loch. Immerhin, eine Genugtuung haben wir, in ihrer Mitgliederversammlung heute wird es scharf zugehen. (Kille, 71).

Es ist den Arbeitern klar, dass der Streik keineswegs direkt in den Kommunismus münden wird. Er ist aber zu sehen als eine Etappe auf dem Weg dorthin. Das artikuliert Hambruch frühzeitig, schon als der Streik noch läuft:

[...] Aus! Zu zeitig angefangen und ohne genügende Aussicht, den Kampf auf ein größeres Gebiet überzuleiten. Die Puste wird schwach. So sammeln wir Erfahrungen. Tscha, über Niederlage und Niederlage geht unser Weg zum Sieg, das sagt sich so leicht. Aber diese Etappen, diese Lehren sind ziemlich teuer. (Kille, 72).

Zu diesem Zeitpunkt steht der eigentliche »Kampf auf der Kille« erst noch bevor. Es gilt, die Zahl der Streikbrecher unter den kommunistischen Kumpels niedrig zu halten. Die Zechenleitung lässt mit Polizeibewachung notdürftig angeworbene Arbeitswillige aus der Stadt anfahren, sogenannte »freiwillige Werkshelfer«, die auf dem Stahlhelmbüro angeworben worden sind. Als »Verräter!« und »Weiße Banditen!« werden sie von den kommunistischen Kumpels begrüßt, und: »Nieder mit den weißen Mördern!« (Kille, 89). Die tätlichen Auseinandersetzungen zwischen Polizei und streikenden Kumpels sind der eigentliche Kampf auf der Kille (vgl. Kille, 85–95). Er wird im Roman individuell dramatisiert, indem Braune Pauls Vater einen der Streikbrecher sein lässt. August Moll ist ein alter Sozialdemokrat. Der Roman entwirft eine Szene, in der Paul sich an den abfahrenden Wagen hängt, auf dem sein Vater mitfährt zur Arbeit. Paul will ihn zur Rede stellen und Solidarität einklagen. In der Schilderung wird die Auseinandersetzung zwischen KPD und SPD als eine Auseinandersetzung zwischen den Generationen auf den Punkt gebracht: »Wir verstehen uns nicht.« Paul bleibt auf seinem Platz unter den Kumpels, die die Internationale, den Rotgardistenmarsch und das Hundertschaftenlied singen:

Der alte Moll sieht seinem Jungen ins Gesicht. »Wir verstehen uns nicht.« Der Alte schüttelt den Kopf, sein müdes, zerkämpftes Arbeitergesicht wendet sich ab. Darauf findet Paul keine Antwort. Er springt vom Wagen. Das Auto fährt donnernd den Berg hinauf. (Kille, 91).

Während des Streiks ereignet sich ein Grubenunglück, bei dem etwa 40 Bergleute umkommen. »Die Kolonie hat nicht viel Opfer zu beklagen, die verunglückten Streikbrecher und technischen Nothelfer wohnten fast alle in der Stadt.« (Kille, 120). Allerdings ist Pauls Vater unter den Opfern. Die Konfrontation von Vater und Sohn auf dem abfahrenden Streikbrecherwagen erscheint so nachträglich wie ein Abschied. Der Geschehensverlauf gibt der Position der Streikenden Recht, und es scheint, als solle hier der Sozialdemokrat seine gerechte Strafe erhalten. Durch die Mitteilung der Gedanken von Pauls Mutter wird allerdings deutlich, dass auch August Moll die Arbeit wieder niederlegen wollte. Er hatte sich über die von der Zechenleitung zusammengestellten Streikbrecher erzürnt:

August hatte sich gegen seine Gewohnheit in Wut geredet, die Kumpels aus der Kolonie vertragen sich nicht mit den Streikbrechern aus der Stadt, die sich untereinander nach Rang und Stand absonderten. Ein merkwürdiges Gemisch hatte die Zechenverwaltung zusammengestellt: stellenlose Angestellte, Werkstudenten, sogar einige abgebaute Beamte und dann Arbeitslose, eine ganz bestimmte demoralisierte Schicht, typisch lumpenproletarische Elemente, von denen täglich weniger zur Zeche kamen, weil sie merkten, daß sie hier schufteten mußten und nicht zu Pinkertonzwecken verwendet wurden, wie man ihnen wahrscheinlich versprochen hatte.

»Morgen höre ich wieder auf!«, hatte August gesagt, ehe er zur Tür hinausging. Ja, nun hatte er aufgehört. (Kille, 122).

Bemerkenswerterweise liefert hier nicht das Klassenbewusstsein das entscheidende Argument für Augusts Abneigung gegen die Streikbrecher aus der Stadt, sondern das Arbeitsethos. Darin wird aus der Sicht des Romans die Abgrenzung des revolutionären Proletariats vom Lumpenproletariat herausgestellt. Die Arbeitslosen, die als Streikbrecher eingesetzt werden können, sind eine »demoralisierte Schicht«, keineswegs die klassenbewussten Arbeitslosen, die zur Vorbereitung des Arbeitskampfes Flugblätter und Zeitungen verteilt hatten. Ihr wesentliches Manko ist nicht ihr mangelndes Klassenbewusstsein, sondern ihre Arbeitsunlust.

Es ist deutlich, dass sich Braune mit dieser Abgrenzung noch auf der Marx'schen Linie bewegt, der Angehörige des Lumpenproletariats als »Auswurf, Abfall, Abhub aller Klassen« bezeichnet hatte und bei ihnen keinerlei revolutionäres Potenzial zu sehen vermochte.³³ Für Braune hätte in der Zeit der Abfassung des Romans durchaus die Alternative bestanden, auch das Heer der Deklassierten literarisch in den revolutionären Kampf einzubeziehen. Denkbar wäre dazu etwa ein Rückgriff auf Erich Mühsam gewesen, der sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg angeschickt hatte, einen Versuch zur revolutionären Unterweisung des Lumpenproletariats zu unternehmen.³⁴ Schon in seinem Aufsatz *Boheme*, veröffentlicht 1906 in der Zeitschrift *Die Fackel*, hatte er beklagt, dass die werktätige Arbeiterschaft bereits »von der zukunftsstaatsbesessenen Sozialdemokratie [...] dem Klassenkampf völlig entfremdet worden« sei.³⁵ Dagegen erscheinen ihm in einer Publikation von 1909 dann dezidiert Lumpen und Vagabunden mit ihrer »Betätigungsunlust« als »Generalstreikler aus innerem Antrieb, nicht

33 Marx, Karl: Der 18te Brumaire des Louis Bonaparte [1852, 1869], in: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke, Bd. 8, Berlin 1972, S. 111–207; 161. Vgl. hierzu und zum Folgenden auch Fähnders, Walter: Anarchismus und Literatur. Ein vergessenes Kapitel deutscher Literaturgeschichte zwischen 1890 und 1910, Stuttgart 1987, S. 177–183.

34 Vgl. Fähnders, Anarchismus und Literatur, 178 f.

35 Mühsam, Erich: Boheme [1906], in: ders.: Ausgewählte Werke, C. Hirte (Hg.), Bd. 2: Publizistik, Unpolitische Erinnerungen, Berlin 1978, S. 25–31; 26.

selten Destruenten aus unbewußtem Gerechtigkeitsgefühl« und damit als Rebellen eigener Art, denen gewissermaßen nur noch das revolutionäre Ziel fehlt.³⁶ Und in Publikationen der Vagabundenbewegung stellt sich in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren die besitzlose Lebensweise auf der Landstraße mit ihrer besonderen Form der generellen Arbeitsverweigerung »als radikalste Form der Emanzipation von der Gesellschaft überhaupt« dar.³⁷ Maxim Gorki erlässt denn auch 1931 in einer Vagabundenzeitschrift einen Aufruf *An die Vagabunden Deutschlands und der anderen Länder* und appelliert an sie: »Stellt euch auf die Seite des Proletariats und kämpft mit ihm Schulter an Schulter gegen die Feinde des werktätigen Volkes in der ganzen Welt.«³⁸

Diese Linie weiter zu verfolgen, wäre ein lohnendes Unterfangen, das dem Aspekt der Arbeitsverweigerung in der proletarischen Literatur eine weitere Dimension hinzufügen würde. Braunes Roman aber bietet hierzu keine Anknüpfungsmöglichkeiten. Die Angehörigen des Lumpenproletariats erscheinen hier schlicht als unerwünschte Elemente, die wegen ihrer habituellen Arbeitsunlust und mangelndem Know-hows der Zechenverwaltung nicht nützen und als Streikbrecher den Proletariern schaden. Dass einige von ihnen bei dem Grubenunglück umkommen, muss im Roman nicht ausführlicher beklagt werden. Wichtiger als die Opfer ist die Funktion des Grubenunglücks für den »plot«: Weil es wegen mangelnder Sicherheitsvorkehrungen indirekt durch die Zechenleitung verursacht wurde, stärkt es die strategische Verhandlungsposition der Kommunisten. Sie erreichen die Wiedereinstellung aller streikenden und ausgesperrten Arbeiter.

Es zeigt sich also, dass in *Der Kampf auf der Kille* das kampfbereite Proletariat einerseits durch ein einigendes Klassenbewusstsein integriert und von der reformorientierten Arbeiterschaft abgegrenzt ist, andererseits aber auch durch ein einigendes Arbeitsethos vom Lumpenproletariat. Arbeitslose Grubenarbeiter zählen unbestritten zum Proletariat, laufen aber Gefahr ins Lumpenproletariat abzurutschen. Die im Streik organisierte Arbeitsverweigerung, so unterstreicht der Roman, hat mit Müßiggang nichts zu tun. Streik ist vielmehr Kampf für ein langfristiges Ziel, auch wenn er im Einzelfall ergebnislos abgebrochen werden muss. Als Kampffraktion aber erscheint bei Braune diese Form der Arbeitsverweigerung durchaus als Arbeit, nämlich als Arbeit für den Klassenkampf.

36 Ders.: Neue Freunde, in: *Der Sozialist*, 1.12 (1909), S. 89–91, zit. n.: Mühsam, Erich: *Sich fügen heißt lügen. Ein Lesebuch*, M. Fritzen (Hg.), Bd. 1, Göttingen 2003, S. 95–100; 96.

37 Fährders/Rector, *Linksradikalismus und Literatur*, Bd. 2, 150.

38 Gorki, Maxim: *An die Vagabunden Deutschlands und der anderen Länder*, in: *Der Vagabund*, 4 (1931), Nr. 3, S. 7, zit. n.: Fährders/Rector, *Linksradikalismus*, Bd. 2, 151.